Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 7

Artikel: Jonas Truttmann. Achtes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665356

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 1. Januar 1933 | Heft 7

Am Jahresschluß.

Des Jahres Becher werden leer!
Ein Stündlein — und kein Tropfen mehr
Blieb stehn in den Pokalen!
Sie bargen manchen guten Zug!
Nun, schweigsam Schicksal, nimm den Krug
Und füll sie abermalen!

Und füll sie mit demselben Saft
Heut süßer, morgen bittrer Kraft,
Den Glück und Sorge mischen!
Und trank sich müde mancher Mund,
Der Becher stehen noch zur Stund'
Genug an deinen Tischen!

Füll ein, füll ein, voll bis zum Rand! —
Zagt dieser, zittert dem die Hand,
Ich nehm den Trank in Treuen!
So oft schon schwang ich den Pokal
Und leert' ihn froh. Und noch einmal
Soll mich der Zug nicht reuen!

Voll bis zum Rand! Füll ein, füll ein! —
Und sollt ins Glas geflossen sein
Ein Tröpflein Tod am Ende,
Wohlan, mein Becher, komm herzu!
Und sei gegrüßt, gegrüßt auch du,
Du letzte Jahreswende!

Ernst Zahn

Aus dem Band: Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt.

Jonas Truttmann.

Von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Als Jonas Truttmann dreiundzwanzig Jahre alt und der um ein Jahr ältere Geni richtig schon Korporal war, dieser die Schnüre auf seiner Uniform und die blauen Augen herausfordernd in die Welt blitzen ließ, kam die starke und harte Mutter, der, die schweren Geburten ausgenommen, ihr Leben lang nichts gefehlt hatte, ein Leiden an, zu dem der Arzt gleich von Anfang an bedenklich den Kopf schüttelte. Die Beine geschwollen ihr und die Glieder wurden ihr wie Blei. Das Gesicht fiel ein, die schwarzen Augen standen düster und tief in ihren Höhlen, und die Brauen hoben sich so scharf und schwarz aus der gelbbleichen, knochigen Stirn, als habe sie einer mit einem Pechpinsel neu angemalt.

Die Leidende klagte nicht; denn wie sie gegen ihre Kinder herb und gefühllos gewesen, so war sie es gegen sich selbst. Geni fiel es lange nicht auf, daß ihr etwas fehlte, denn sie hatte keinem der beiden Söhne gesagt, daß sie beim Arzt gewesen war. Jonas, der Grübler, aber, der für seine Umgebung scharfe Augen hatte, bemerkte, wie die Mutter manchmal beim Gehen sich an einer Stuhllehne, am Treppengeländer oder sonst einer Handhabe stützte. Ihre Finger krall-

ten sich dabei förmlich fest; man sah dem Griff die Schwäche, die Angst oder die Schmerzen an. Jonas wunderte sich. Er fing an zu beobachten.

Nun sah er die Mutter manchmal abends unter der Lampe sitzen und handarbeiten und sah sie dabei in sich zusammensinken, daß der Rücken fast über dem kohlschwarzen Kopf stand. Unter ihren Augen hingen Hautsäcke. Ihr Atem ging rasch. Auf der Stirn perlten Schweißtropfen.

„Seid Ihr krank?" fragte er sie.

Sie schaute ihn an und war erstaunt ob seiner Frage. Wann hätte sich im Haus eines um des anderen Gesundheit gekümmert?

„Unpaß," erwiderte sie.

Das blieb genug. Sie hatten einander nichts weiter zu sagen.

Es dauerte indessen nicht lange, da konnte die Truttmannin eines Morgens nicht aufstehen. Der Doktor mußte ins Haus geholt werden. Jonas bestellte ihn im Vorbeiwege nach einem Markt, und als er abends zurückkam, fand er ihn bei der Mutter.

Geni hatte noch außer dem Hause zu tun; denn es war keine Kleinigkeit, der fleißigen Bäuerin Pflicht auch noch zu übernehmen.

„Was fehlt der Mutter?" fragte Jonas den Doktor, am Bettende stehend, während dieser sich in der zersprungenen Waschschüssel, die drüben auf dem Tisch stand, die Hände wusch.

„Wassersucht," klang eine rauhe Stimme vom Bett her. Die Bäuerin gab selber Antwort.

Ihre und des Sohnes Augen begegneten sich in einem erschreckten Blick, als stünden sie beide vor einer Gefahr, von der sie wußten, daß sie sie gemeinsam bestehen mußten.

„Es kann noch Jahre gehen," berichtete indessen die Bäuerin weiter.

„Vielleicht auch nicht," redete der alte Doktor über seine Schulter zurück.

„Man muß eine Magd einstellen," ordnete die Mutter an, „heute abend muß der Geni kochen."

„Das mache ich," antwortete Jonas.

Sie hielten sich nicht bei ihrem Schrecken auf, nicht bei der Ursache desselben, der Alltag packte sie beide gleich wieder und hieß sie an die kleinen Pflichten und Nöte denken.

„Morgen stehe ich schon wieder auf," weissagte die Truttmannin.

Sie führte das auch aus. Schon den Frühkaffee kochte sie wieder selbst.

Aber die gestrige Abendmahlzeit hatte Jonas bereitet, eine Suppe gekocht, als ob er es von jeher gewohnt gewesen; denn er hatte den Verstand zu allem. Es konnte ihm nichts mißraten, weil er alles immer genau bedachte. —

Das wurden nun merkwürdige Wochen.

Die Truttmannin war wie ein zäher Soldat, der langsam von einem Posten zum anderen zurückgeschlagen wird. Zuerst gab sie es auf, im Feld jeden Morgen die erste zu sein. Dann ging sie nur noch in den Hausacker arbeiten und in den Gemüsegarten. Als ihr der Spaten zu schwer wurde, nahm sie dem Geni die Stallarbeit ab. Ein paar Wochen später mußte sie sich auf häusliche Pflichten beschränken.

Die beiden Söhne teilten sich in das, was sie selbst nicht mehr schaffen konnte. Es geschah ohne Lärm oder viel Worte von Tag zu Tag. Geni hatte dabei weniger Zeit und Lust als früher, Jonas zu hänseln; dieser rückte ihm als ein Ebenbürtiger an die Seite. Er lernte, daß der Kopf des Jonas, seine Schlauheit und sein zähes Festhalten an dem, was er für das Gedeihen des Gewerbes für gut hielt, für sein eigenes Fortkommen einiges bedeutete. Die Pflichttreue und Anspruchslosigkeit des Bruders paßten ihm auch, weil sie ihm ermöglichten, sich selber die Zügel etwas lockerer zu lassen und immer des Sonntags, aber auch manchmal des Abends seinen Jugendgelüsten nachzuleben, mit Kameraden zum Kegel- oder Kartenspiel oder noch lieber zu Licht zu einem hübschen Mädchen zu gehen. Auch für seine Soldatenliebhaberei ließ ihm Jonas Zeit. Geni verriet es noch nicht, aber er strebte insgeheim über die Unteroffiziersschnüre hinaus und hegte die ernstliche Absicht, was für einen Bauernsohn der Gegend nicht gewöhnlich war, auch noch die Offiziersschulen zu durchlaufen.

Das Verhältnis der beiden Brüder zueinander war in diesen Tagen ein äußerlich gutes. Wie Geni den Jonas als klugen Wirtschafter, so schätzte dieser wiederum jenen als verläßlichen Arbeiter und kundigen Landwirt. Keiner redete dem anderen viel darein. Geni tat sogar ein übriges und klopfte dann und wann, wenn aus irgendeinem Grunde er einmal in der Freizeit zu Hause bleiben mußte, mit Jonas ein Kartenspiel, von sich aus den Bruder auffordernd, ihm Gesellschaft zu leisten. Die Kammer teilten sie längst nicht mehr; es war nun Platz genug im Hause und jeder hatte seine eigene Stube. Wenn aber Geni gutmütig auch innerlich keine besonderen Widerstände gegen Jonas mehr

empfand, so blieb dieser im Herzen der alte. Er verwand und vergaß nicht. Er brauchte nur in die Seewiese hinunterzugehen und den Baum zu erblicken, von dem er vor Jahren gestürzt war. Sogleich hörte er Genis helle, spöttische Stimme, die ihn hinaufgetrieben hatte. Und Geni brauchte nur im Sonntagsanzug, lachend und das ganze Gesicht von Leben und Lebensfreude erhellt, sich zum Wirtshausgang anzuschicken, dann schlug etwas Krallen in Jonas Herz, als spränge eine Katze sein bißchen Bruderliebe an und hockte sich, sie erstickend, darauf fest. Er hatte die größte Mühe, Geni den Gruß zurückzugeben, mit dem dieser sich entfernte, und er mußte dann immer erst ein paarmal durchs Haus laufen oder seinen zitternden Händen irgendeine Beschäftigung suchen, ehe er des wilden Neides Herr wurde, der ihn stachelte. Geni war zu leichtlebig, als daß er das gemerkt hätte. Er ärgerte sich wohl einmal flüchtig über des Jonas Unfreundlichkeit, aber er warf ihm diesen Ärger mit einer derben Verwünschung gleich an den Kopf. Nachher war er wieder zufrieden.

Eine sah jetzt Dinge, die sie früher nie gesehen. Das war die sterbende Mutter. Die Erkenntnis ihres eigenen Schicksals rüttelte sie auf. Ein Leben, das kaum mehr als das eines vom frühen Morgen zum späten Abend in die Deichsel gespannten Schwerzugpferdes gewesen, hatte einen Stoß bekommen. Die dumpfe Schafferin stand vor einem gähnenden Abgrund, in den sie, das wußte sie, unfehlbar hinabstürzen mußte. Erkenntnisse leuchteten ihr blitzartig auf. Auge und Ohr waren ihr geschärft. All ihre Sinne lauschten gespannt auf das, was in ihrer Umgebung war, als müßte sie noch rasch alles erfassen, ehe sie es verließ. So kam sie auch dazu, Jonas mit den Blicken zu folgen, seine Mienen zu erforschen, seine Art zu erraten und sich darob zu wundern. Sie sah jetzt, wie mühsam sein Gehen war, mit welcher zähen Willenskraft und durch lange Übung gestählten Geschicklichkeit er mit seinen gebrochenen Gliedern Treppen bezwang, Arbeiten leistete, Wege und Reisen zurücklegte, die sonst gesunde Körper verlangten. Sie spürte aber auch, wie der zähe Geist an der Ohnmacht des ihm untertänigen Körpers litt. Sie spürte das Rieseln der Vergunst in Jonas Adern, wenn er Geni sich in so vielem unerreichbar überlegen fühlte. Mit ihren großen, tiefliegenden, leidenerfüllten Augen staunte sie an Jonas herum, verfolgte ihn, wie er ging, wie er saß, wie er sprach. Er begegnete oft diesem düsteren und scheuen Blick. Und allmählich verweilte der seine darin. Die Mutter war ihm fremd. Er, der innerlich einer furchtbareren Einsamkeit verfallen war, als er selbst wußte, konnte kein Leid aufbringen, daß sie dem Tod entgegenging. Sie hatte sich in seiner eigenen Leidenszeit nicht um ihn gekümmert, er hatte jetzt auch keinen Trieb zum Mitleid mit ihr. Anfangs wenigstens nicht. Aber auch er lernte. Es war manchmal schrecklich zu sehen, wie die Mutter sich durch die Stuben schleppte, wie sie am Herde stand und sich immer wieder setzen mußte, weil die Beine sie nicht mehr tragen wollten, wie sie am Abend in ihren Lehnstuhl am Ofen sank, die unsicher gewordenen arbeitskrummen Finger faltete und zu beten anfing. Man hörte das verwundene Ächzen, das in diesem Gebete war. Man sah die verhaltene Angst, die körperliche Qual aus den schwarzen Augen scheinen, die unsicher und verloren in der Stube herumirrten. Hatte Jonas kein Mitleid, so zwang sich ihm doch eine Art Hochachtung für die Mutter auf.

Sie lernten einander auswendig, er ihren bitteren, verhohlenen Todeskampf, sie sein lebenlanges Märtyrertum, und sie dachten übereinander nach; indem sie es taten, dachten sie aber besser voneinander als bisher.

Von Gedanken zu Worten war ein weiter Schritt. Sie vermochten sich nicht auszusprechen.

Die anderen Truttmannkinder wußten nicht, wie schlimm es um die Mutter stand, und wenn Geni es ahnte, so verweilte er dabei nicht. Alois drüben in Amerika hatte seit seinem Fortsein einmal eine Karte geschrieben und dafür ein halbes Jahr später einen ebensolchen Kartengruß von Serafina bekommen. Der also hatte keine Kenntnis. Ebensowenig aber wußte Serafina selbst; denn sie kam nicht zu Besuch, hatte nun in ihrem ein paar Dörfer weiter entfernten Bauernsitze ihre eigenen Angelegenheiten zu erleben und zu bedenken und fragte nach daheim nichts mehr.

Die Bäuerin verlangte nicht nach den Kindern. Erst als eines Tages wieder der Doktor gerufen werden mußte und dieser ihr nicht mehr durch einen Eingriff die Leiden erleichtern konnte, bekam sie, ins Bett gezwungen, Muße, in ihr dumpfes Herz hinabzuleuchten. —

Von Jonas eingestellt, war eine Magd im Hause, eine stämmige Person namens Franziska. Sie hatte ein rotes Gesicht wie eine Trin-

kerin und Muskeln wie ein Vorturner. Wenn sie aber wie dieser Kräfte besaß, so war sie doch nichts weniger als eine Wein- oder gar Schnapsschwester, sondern trank nichts als klares Wasser. Sie stellte sich vom ersten Tag an geschickt und willig an den ihr angewiesenen Platz und — woher es kam, war schwer zu sagen — machte sich gewissermaßen zu Jonas' besonderer Dienerin, indem sie sich mit ihren Fragen an ihn wandte und seinen Anordnungen zuallererst Folge leistete, zu erkennen gebend, daß er ihr als der eigentliche Hausherr vorkomme.

Franziska war es, die Jonas herbeiholte, als der Doktor aus der Kammer der Kranken trat und nach einem der Söhne verlangte.

Jonas hinkte in die Wohnstube.

„Es geht zu Ende," sagte der rauhgerade Doktor.

„So bald?" fragte Jonas. Es lief ihm kalt den Rücken hinunter; es war doch ein Tod, der sich anmeldete.

„Es kann noch Tage gehen, bis es ans Herz kommt," fuhr der Arzt fort und fügte bei: „Es sollte immer jemand bei ihr sein in dieser letzten Zeit."

„Gut," antwortete Jonas knapp.

Drüben stand die starke Franziska. „Wenn ich nicht da bin, mußt du auf die Mutter achten," ordnete er an.

Die Magd nickte und zitterte. So stark ihr Körper war, so feig und schwach war ihr Herz in diesem Augenblick.

Der Doktor entfernte sich, nachdem er einige weitere Anleitungen gegeben hatte.

Jonas trat in die neben der Wohnstube gelegene Kammer der Mutter. Die beiden Ehebetten standen noch unter einem mit buntem Baumwollstoff ausgeschlagenen Himmel nebeneinander. Unter der Decke aus demselben blauweißen Stoff hervor schaute, von einer Haube umrahmt, das wachsgelbe Gesicht der Kranken. Die rädergleichen schwarzen Augen hatten einen halb ängstlichen, halb verzweiflungsmutigen Ausdruck.

Jonas tat, als suchte er etwas; er wollte sich nicht merken lassen, daß er gekommen war, um zu hören, was die Kranke sagen würde.

„Ist er fort, der Doktor?" fragte kurz die Bäuerin. Ihre Stimme klang ächzend. Ihr Atem ging schwer. Zuweilen schnappte sie nach Luft und hob sich dann aus den Kissen in einer krampfhaften Anstrengung auf.

Jonas bejahte ihre Frage.

„Er hat gesagt, daß es zu Ende sei, nicht wahr?" fragte die Mutter weiter.

Jonas schwieg. Er stand an einer mit einer gehäkelten Decke belegten Kommode und besah die Medizinflaschen, die dort standen.

Die Kranke hielt die Augen auf ihn gerichtet. Auf ihrer Stirn perlte Schweiß. Das Leben war ihr jetzt lieb. Und sie mußte in diesem Augenblick an den Wisi denken, der überm Meer drüben war, und an die Serafina, auch an den Geni. Es durchzuckte sie die Erwägung, daß sie alle gerne hier an ihrem Bett gehabt hätte, aber es fiel ihr nicht ein, davon zu reden. Nicht einmal davon, daß man den Geni vom Feld heimholen solle. Man hatte zeitlebens keines um das andere ein Aufhebens gemacht. Aber sie war froh, daß Jonas da drüben stand. Der Jonas! Merkwürdig, sie hatte eigentlich gar nie daran gedacht, daß er ein Stück von ihr war. Jetzt spürte sie das, und es kam sie Mitleid mit ihm an. In ihrer eigenen stürmischen, brennenden Not fühlte sie sich ihm, dem Leidensmann, zum erstenmal verwandt.

Ihre Atembeengung wuchs. Sie begann zu keuchen.

Jonas hinkte zum Fenster. „Luft machen," hatte der Arzt ja gesagt. Er öffnete einen Flügel. Aber er trat nachher nicht ans Bett, sondern begab sich wieder in die Tiefe der Stube. Dort verweilte er, mit dem Rücken gegen das Bett gedreht. Alle seine Sinne waren wach und achteten auf die Geräusche, die die Schwerkranke machte. So hatte er auch einmal verlassen in einer Kammer gelegen! Es zog ihn etwas zum Lager hin, daß er der Mutter eine Hand gebe oder ein gutes Wort sage, aber wie mit zwei Eisenfäusten hielt ihn ein alter Groll an der Stelle fest. Du kannst jetzt sehen, wie es tut, sprach er in Gedanken zur Mutter.

Auf einmal ging er hinaus und an seine Geschäfte. Im Vorbeigehen schickte er die Magd zu der Kranken, aber selbst dieser Liebesdienst kostete ihn Überwindung.

Stunden und Tage verstrichen.

Jonas ging bei der Mutter aus und ein. Jedesmal trug er aus dem Zimmer in Ohr und Auge alles mit, was er von dem furchtbaren Kampf der Sterbenden sah und hörte. Es hing sich an ihn mit Gewichten, mit Stacheln, mit Widerhaken. Es belastete und stach ihn, er mochte eine Beschäftigung haben, welche er wollte. Er hörte die Mutter nach Atem ringen, sah, wie sie sich im Bett aufbäumte, wie sie,

Winter im Engelberger Tal. Nach einer Kunstphotographie von Aug. Rupp.

gegen sich rauh wie gegen andere, die Qual verbiß und sie doch in den wandernden Blicken trug. Er konnte mitten aus einer Schreibarbeit oder von einem Gespräch mit einem Nachbarn, von einem Handel mit einem Kunden weglaufen und in das Sterbezimmer humpeln, dort ein paar leise Worte mit der Magd wechseln, einmal auch etwas zur Mutter sagen oder ihr einen Schluck von der Medizin reichen, die der Doktor verordnet hatte, und dann wieder gehen. Nachts teilte er sich mit der starken Franziska in die Wache. Er saß dann ganz an der Tür, wo ihn die Mutter nicht sah. Sie meinte, er schliefe. Er aber grübelte über die Nutzlosigkeit des Menschenabsterbens und Menschendaseins. Und manchmal fuhr ihm dann der Gedanke an irgendein gutes Geschäft, das er gemacht, durch den Sinn, und es gab ihm bei aller Verachtung des Lebens eine Genugtuung, zu wissen, wie gut sie auf dem Seegut daran waren und wie sie den Leuten nicht nachzufragen brauchten.

Geni mit seinem luftigen Wesen fragte Jonas oder die Magd nach der Kranken Befinden. Aber weder Frage noch Antwort gingen ihm tief, und er wußte fünf Minuten später schon nicht mehr recht, wie sie gelautet hatten. Das war die Truttmannsche Unbekümmertheit. —

An dem Abend, da die Mutter zum Sterben kam, war Geni überhaupt nicht da. Etwa um die neunte Abendstunde trat Franziska zu Jonas, der in der Wohnstube hinter der Zeitung saß, und sagte: „Sie möchte den Pfarrer haben."

Die Truttmannin hatte die letzte Ölung schon am Sonntag empfangen, aber Jonas war nicht erstaunt, daß sie den Geistlichen wieder verlangte. „Hole ihn," gebot er der Magd, und fügte bei: „Wenn du ins Dorf gehst, sage auch Geni, daß er heimkommen soll vom Kronenwirt."

Die Magd war grau in dem sonst roten Gesicht. „Könnt Ihr denn allein bleiben?" fragte sie. „Es ist furchtbar."

Er erhob sich schwerfällig wie immer vom Stuhl. „Es wird gehen," sagte er.

Franziska entfernte sich. Sie hatte Respekt, fast Angst vor ihm, und es schien ihr, daß er gar keine Barmherzigkeit in sich habe.

Jonas humpelte ins Nebenzimmer hinüber.

Es war eine dunkle Nacht. Die Fenster gaben von außen kein Licht her; denn die wenigen Sterne, die manchmal zwischen Wolken auftauchten, hatten selber etwas Ängstliches, Lichtloses. Dafür kam manchmal ein Föhnzug aus den Südbergen her und strich an der Hauswand vorüber, fauchend, Sandkörner und kleine Steine an die Bretter peitschend. Zuweilen knarrte der eiserne Kaminhut über der Schlafstube. Die elektrische Deckenlampe hatte das Auswechseln nötig und gab für den großen Raum keine Helligkeit.

Die Mutter saß bei Jonas' Eintritt im Bett. Die Qual drückte ihr den Kopf vor die Schultern hinunter, daß sie aussah wie eine Lauernde.

„Könnte man nicht — die Serafina —" stotterte sie, als sie Jonas erkannte.

„Wenn die Franzi zurück ist," antwortete er, sogleich begreifend, was sie meinte.

Sie mußte vorher mit einer ihrer ruhelosen Handbewegungen — denn sie konnte vor Schmerzen Hände und Füße nicht stillhalten — die Haube zurückgeschoben haben; ihr schwarzer Scheitel war jetzt frei. Das reiche Haar hing in feuchtklebrigen Strähnen zu beiden Seiten der Stirne nieder. „Vielleicht auch den Doktor —" stieß sie jetzt wieder heraus.

Jonas nickte und stellte sich am Ende der beiden Betten auf. „Kann ich Euch selbst etwas geben?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. Und plötzlich nahm sie einen Anlauf. „Du!" sagte sie. Sie wollte ihm erzählen, daß es zu Ende gehe. Aber das wäre schon zu viel Redens gewesen. Sie stockte ebenso rasch. Er konnte auch alles aus ihren Augen lesen.

Minutenlang starrten sie einander an.

Nicht wahr, das ist furchtbar? redeten die großen, schwarzen, brechenden Augen der Mutter. Du kannst dir nicht denken, wie es ist. Und du bist nun allein da, du, der auch seinen Denkzettel hat, du!

Sein Blick aber gab Antwort: Fühlst du, wie es tut? Furchtbar mag es sein. Ich möchte dir auch helfen, wenn — wenn wir einander je geholfen hätten.

Jetzt rang die Sterbende härter nach Luft. Ein schrecklicher Kampf begann; sie fuchtelte mit den Händen. Plötzlich sah Jonas, daß sie aus dem Bett zu fallen drohte. Es gab ihm einen Stoß. Er hinkte zu ihr hin. Kaum daß sie ihn erreichen konnte, so haschte sie nach seiner Hand. Ihre Finger schlossen sich wie Scharniere um die seinen. Es durchrieselte ihn. Es packte ihn. Als ströme ihre furchtbare Not in seinen Körper über. Er fühlte, daß er ihr wie ein letztes Rettungsmittel war, nach dem sie in

der Verzweiflung griff. Er spürte aber auch, daß er ihr mehr bedeutete als irgendein wesenloses Werkzeug, daß die Berührung seiner Hand ihr nicht nur um der Unterstützung willen wohltat, die sein Griff ihr lieh. Weiß Gott, wie es kam, er ahnte irgendeine Beziehung zu ihr, die er nie gekannt hatte. Es war ihm, als wolle sie ihm sagen: Du bist auch ein Geschlagener, du. Aber noch nicht so wie ich. Und in allem Sturm des Sterbens brach aus ihr etwas wie Zärtlichkeit hervor.

Da hob Jonas auch die andere Hand, die bisher schlaff an seiner Seite gehangen hatte, und legte sie um die der Mutter. Er konnte sich auf seinem einen Beine nicht aufrecht halten, sondern mußte sich aufs Bett niederlassen. So kam er der Sterbenden so nahe, wie er ihr nie gewesen war.

Sie wußte aber vielleicht schon nichts mehr von ihm. „Jesus," stöhnte sie ein paarmal. Ihre Finger drückten immer fester zu. In ihr arbeitete es grausam.

Er stützte sie.

Plötzlich verlor ihr Griff an Kraft und sie sank vornüber. Die schweißnasse Stirn schlug an seine Schulter.

Er sah auf sie nieder. Wie merkwürdig das war! Nun war sie tot. Es tat ihm nicht weh. Und doch — er vergab ihr jetzt vieles, worum er ihr gegrollt hatte.

Er legte sie in die Kissen. Er drückte ihr die Augen zu. Die Hände, die schon kalt waren, legte er ihr über der Brust zusammen. Seine Augen blieben trocken. Aber er strich noch einmal über den Arm der Mutter, und in ihm antwortete etwas dem, was sie ihm mit ihrem letzten Griff gegeben hatte. Er begann ihr zerwühltes Bett zu ordnen. Gut, daß du jetzt nicht mehr so gefoltert bist, Frau, dachte er.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Plauderei aus Umbrien.

Perugia, die große Kleinstadt, Hüterin etruskischer Kultur, Schauplatz grausamer Tragödien — anmutige Stadt auf weithin sichtbarem Hügel wie die Schaumkrone einer riesigen Welle. Perugia und ganz Umbrien haben einen eigenartigen Reiz. Oft glaubt man sich ins Mittelalter versetzt beim Anblick der Stadtmauern und -tore und alten Gebäude oder in den malerischen, winkeligen Gäßchen, die in buntem Wirrwarr, bergauf, bergab, kreuz und quer, manchmal sogar übereinander oder unter Häusern und Bogen hindurch führen. Die kleinen Städtchen krönen meist einen Hügel und sind reich an weiten Ausblicken nach allen Seiten über diesen oder jenen tiefergelegenen Stadtteil hinweg zur Tiberebene, auf die harmonischen Linien der umbrischen Hügel oder bis zum Apennin.

Überall schmücken unzählige herrliche Kunstschätze, die zum Teil noch auszugraben und zugänglich zu machen sind, die kleinen Städtchen. Wir bewundern staunend und andächtig diesen unbegreiflichen, mannigfaltigen Reichtum. Etrusker, Römer, Mittelalter, Renaissance und spätere Jahrhunderte, der Geist jeder Epoche spricht zu uns in unvergänglichen Denkmälern.

Die mehr als zwei Jahrtausend alten etruskischen Tore, Mauern, Grabmäler und unzählige kunstgewerbliche Gegenstände sind Zeugen der ältesten hohen Kultur dieses Landes. Theater, Tempel, Tore, Mosaike und anderes erzählen aus dem Zeitalter des riesigen römischen Weltreiches. Aus frühchristlicher Zeit stammt wahrscheinlich der eigenartigschöne Tempel von St. Angelo in Perugia. Ein unvergleichliches Juwel ist der Dom zu Orvieto, dessen hochaufragende Silhouette weithin sichtbar ist... So ließe sich die Kette weiter schmieden von Jahrhundert zu Jahrhundert. Das kleinste Städtchen birgt köstliche Kunstdenkmäler.

Wieviel geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an dieses kleine Umbrien! Assisi lebt vom Andenken seines großen Sohnes. Nicht nur der Heilige, auch der Mensch, der sympathische „Poverello", der Bruder aller Kreaturen, der Sonne, des Feuers, des Todes, wird von allen ehrfürchtig bewundert und geliebt. Spoleto hielt Hannibal in seinem Siegeszug durch Italien auf, kurz nachdem er am trasimenischen See ein großes römisches Heer fast ganz vernichtet hatte. Diese kriegerischen Erinnerungen scheinen zu dieser friedlichen Stadt am Fuße des bewaldeten Monte Luco gar nicht zu passen.

Und die vielen Künstler, die als Einheimische und Fremde dort mehr oder weniger lang wirkten! Perugia hat Pietro Vannucci, dem berühmtesten Vertreter der umbrischen Malerschule, seinen Künstlernamen „Perugino" gegeben. Es hat den gefeiertsten aller Maler, Raffael, während seiner Lehrjahre bei Perugino beherbergt. In Assisi weilte Giotto, in Monte-